

liber
morgen

Angst

Petra Ramsauer



Angst

Petra Ramsauer

**læger
morge!**

Angst

Petra Ramsauer

Inhalt

- 7 Vorwort
- 10 Richtig Angst haben
- 33 Was Angst macht
- 57 Die Macht der Angst
- 81 Auf Leben und Tod

- 110 Anmerkungen



Vorwort

Natürlich werde dieser Text fragil bleiben und ausschnitthaft ausfallen, schreibt Jana Hensel am Beginn ihres Essays in der Wochenzeitung *Die Zeit* über die Folgen von Corona. „Die Pandemie hat ein Beben ausgelöst: Etwas völlig Neues, gänzlich Unvorhersehbares, nichts Planbares. Keinen politischen Umsturz, keine Revolution, aber einen emotionalen Umsturz.“⁴¹ Damit trifft sie exakt mein Grundgefühl beim Schreiben dieses Buches. Die Pandemie des neuartigen Corona-Virus hat wie ein Brandbeschleuniger latente Sorgen an die Oberfläche getrieben. Vor allem die Angst davor, dass alles anders werden kann. Von einer Sekunde auf die nächste.

„Folge deiner Angst, wenn du zwischen zwei Alternativen schwankst.“ – Diesen hilfreichen Rat habe ich

als junge Frau aufgeschnappt. Einen zweiten habe ich leider erst als ältere Frau erhalten: wann immer der Furcht-Reflex hochkommt, eine Pause einzulegen. Es reichen ein paar Atemzüge. So öffnet sich der Blick. Um das Richtige tun zu können und nicht in Hektik zu verfallen. In brisanten Momenten in Konfliktgebieten hat mir dies möglicherweise oft das Leben gerettet. Doch es hat auch meinen Alltag wohltuend verändert.

Als Krisenreporterin ist mein Leben davon geprägt, mich diesem elementaren Gefühl mit möglichst klarem Kopf zu stellen. Diese Erfahrungen möchte ich hier mit-teilen. Es geht in diesem Buch nicht um Angst als Krankheit, sondern um die Angst als fundamentales Gefühl, das die Weichen einer Biografie stellt, sie lähmen, aber auch beflügeln kann.

Dieses Buch soll Mut machen, sich der Angst zu stellen. Es besteht aus vier Teilen, vier Aspekten, die mir relevant scheinen und über die zu schreiben ich das Bedürfnis hatte. Zunächst geht es um die Angst als Reporterin, die Bedeutung von Kriegsberichterstattung, wieso Risiken Sinn machen können, dass ich immer eine Ängstliche war und blieb. Im zweiten Abschnitt beschreibe ich die Anatomie des Gefühls der Angst. Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit der Macht der Angst und damit, warum die Pandemie des Corona-Virus zur Zäsur wird und was dies auch für unsere Wahrnehmung der vielen Krisen überall auf der Welt bedeuten wird.

Abschließend schreibe ich über die Angst als traurigen Ausdruck des Zeitgeists und warum eine offene Auseinandersetzung mit dem Tod einen Ausweg aus der bedrückenden Dauer-Ängstlichkeit bieten kann. Warum eine wohlmeinende Fehlerkultur uns aus dem Korsett der Perfektion befreit und es gar nichts bringt, sich vor der Angst zu fürchten.

Mich hat eine schwere Tumor-Erkrankung als junge Frau tief geprägt. Mir geholfen, die Wahrheit, dass ich sterben werde, zu akzeptieren. Das hat mein Rest-Leben sehr zum Guten verändert. Deshalb plädiere ich dafür, sich der Tatsache, dass wir alle zerbrechliche Sterbliche sind, zu stellen. Angst, finde ich, sollte ein ungelebtes Leben machen, nicht der Tod.

Angst kann ein Ratgeber sein, ein Impuls für Wachstum, aber auch ein Gefühl wie ein Bremsklotz, das sich verstärkt, wenn es vermieden, ignoriert wird. Richtig Angst zu haben ist eine Kunst, vielleicht eine der wichtigsten Lektionen im Leben. Basierend auf meinen Erfahrungen als Krisenberichterstatterin möchte ich dem Phänomen auf den folgenden Seiten auf die Spur gehen. Es mit der Angst aufzunehmen, bedeutet erst einmal, von ihr zu wissen. Sich ihr, wie eben betont, ruhig und ausgeschlafen zu stellen. Sie als Teil unseres Lebens zu akzeptieren.

Richtig Angst haben

Warum ich zwei Jahrzehnte lang über Krisen, Kriege und Konflikte berichtet habe und wieso ich glaube, dass es sich auszahlt, im Leben Risiken einzugehen.

Jetzt hat es mich doch erwischt. Eine Rakete? Ein Anschlag? Granaten? Bomben? Obere Stockwerke sind also doch nicht so sicher, wie alle sagen. Die Wand, ein Stück der Decke ist herausgerissen. Das Bett steht im Freien. Die schäbige Hinterwand des Nebenhauses mit den grauen Regenflecken ist auf einmal so nahe. Bin ich tot?

Bis heute sind mir alle Nuancen der Panik, die chaotische Gedankenflut dieses Moments präsent. Auch die seltsame Erleichterung darüber, dass „es“ passiert ist. Aus dem oft vagen, manchmal konkreten Bild dessen,

was geschehen könnte, wurde Realität. – Obwohl. Pas-
siert war nichts, außer, dass mir an diesem Tag Mitte
Dezember 2015 klar wurde: Ich stecke meinen Job doch
nicht so locker weg.

Überfallsartig war damals nur die Entscheidung der
Hausverwaltung, im Winter spontan die Fenster zu tau-
schen, die in meiner Dachwohnung von der Decke bis
zum Boden reichten, so auch im Schlafzimmer. Als die
Handwerker frühmorgens anrückten, ging ich weg. Zu
Mittag kam ich kurz nach Hause, weil ich nicht warm
genug angezogen war. Die Monteure waren gerade es-
sen. Sie hatten die alten Fenster entfernt, die neuen noch
nicht eingebaut. In Gedanken beim nächsten Interview,
ging ich nur schnell zum Kasten. Als ich dann die Schlaf-
zimmertür öffnete, wurde ich ins Nichts katapultiert.
Die Baustelle verwandelte sich in einen Bombentreffer.

Ich war mir sicher, in einem Hotel im Gaza-Streifen zu
sein. Das verstehe ich noch immer nicht ganz. Eigentlich
stand damals Syrien im Fokus meiner Arbeit. Dort von
einem Treffer überrascht zu werden, war eines meiner
Angst-Szenarien. In Israel und den palästinensischen
Gebieten hatte ich mich meist sicher gefühlt, auch wäh-
rend des Krieges im Sommer 2014, meiner damals letz-
ten Reise dorthin. Einfach war es aber nicht gewesen.
Die Hamas-Gruppe, ein Hybrid aus Terrororganisation
und radikal-islamistischer Partei, hatte Raketen-Ab-
schussrampen in Wohngebieten, bei Schulen und neben

Hotels platziert, in denen internationale Journalisten untergebracht waren. Ob diese Berichte stimmten? Ich vermutete ja, aber war mir nicht ganz sicher. Genauso wenig darüber, ob Israels Armee trotz deren Anwesenheit diese Rampen angreifen würde.

Solche Entscheidungen, etwa, ob ich in einem Hotel im Krieg in Gaza bleibe, beruhen nicht auf hundertprozentiger Sicherheit. Ein Restrisiko prägt meinen Berufsalltag. Wenn-Aber-Gedankenketten und diffuse Angst, die sie in Gang setzen, schwappen in mein „normales“ Leben über. Nur sehr selten überwältigen sie mich aber so wie damals in meinem Schlafzimmer. Seit über zwanzig Jahren berichte ich von bewaffneten Konflikten, Bürgerkriegen und Revolutionen, vor allem aus dem Nahen Osten. Aus Gegenden, wo eine oft nicht minder gefährliche Instabilität hinter einer Fassade von Waffenruhe Konflikte abgelöst hatte. Schrieb über Terrorattentate in Bagdad, Madrid, London, Oslo und auf der Insel Utøya. Über Naturkatastrophen, wie die Folgen des Tsunamis 2014, Erdbeben, Dürreperioden, die daraus resultierenden Hungerkrisen in vielen Teilen Afrikas.

Mein Schwerpunkt waren allerdings Kriegsgebiete in Afrika und im Nahen Osten: Unter anderem Libyen, Afghanistan und vor allem Syrien und der Irak. Es sind jene Länder, in denen für Reporter und Reporterinnen² seit Jahren die höchste Gefahr droht, bei ihrer Arbeit ge-

tötet zu werden. Zwischen 1992 und 2020 sind laut Daten des Committee to Protect Journalists 1300 Journalisten ums Leben gekommen.³ Ab dem Krieg 2003 wurde der Irak zum gefährlichsten Gebiet der Geschichte für Medienleute. 150 starben seither in diesem Land, in Syriens Bürgerkrieg verloren mit Stand Dezember 2019 bereits 137 meiner Kollegen und Kolleginnen ihr Leben. Noch höher ist die Gefahr für die Reporter, die aus diesen Ländern stammen. Sie gehen mehr Risiken ein als jene, die wie ich für Reportagen lediglich einige Wochen oder Monate in dem Krisengebiet leben.

Auch deshalb tue mir mit der Bezeichnung „Kriegsreporterin“ schwer. Da schwingt ein Image mit, das für mich wenig stimmig ist: Es vermittelt den Hang dazu, das eigene Risiko-Leben zur Schau zu stellen, es zeichnet uns als Adrenalin-Junkies, die für eine „Story“ die Angst einfach abstreifen. Mit meiner Realität hat dies wenig zu tun. Wenn ich arbeite, vermeide ich tunlichst draufgängerische Aktionen, und je gefährlicher ein Terrain ist, desto eher überlege ich mir jeden Schritt. Ich fürchte mich, bekomme es mit der Angst zu tun. Da gilt es, besonders vorsichtig zu sein, damit sie nicht in Panik abgleitet, mir die lebensrettende Klarheit nimmt. Die Ruhe im Sturm muss ich mir selbst vermitteln: durch exakte Vorbereitung, die mir festen Gedanken-Boden bietet. Durch die tief in mir verankerte Zuversicht, dass die schlimmsten Szenarien, die ich mir ausmale, zwar

eine Möglichkeit, aber keine Prognose sind. Wenn das Herz zu rasen beginnt, geht es in erster Linie darum, dass ich mir exakt dann klar mache: Ich kann das. Gut sogar.

Dabei war und ist mein wichtigster Schutz, eine Frau und sehr klein zu sein. Ich kann mit der passenden Kleidung in der Menge verschwinden und unter weiten Gewändern sogar kugelsichere Westen, die Kamera und die Computertasche verstecken. In meinem Schrank hängen ein paar Shalwar Khamiz für Afghanistan, ein in Bagdad maßgeschneiderter, bodenlanger, schwarzer, dünner Mantel, sowie zwei Amateurinnen-Kopftücher, die fix halten (auch beim Laufen und Fotografieren), ohne gut gebunden sein zu müssen. Derzeit arbeiten viel mehr Reporterinnen in Krisengebieten als noch vor einigen Jahrzehnten. Diese Veränderung ist maßgeblich. Ein Beispiel dafür ist die wachsende Aufmerksamkeit, die sexuelle Gewalt im Krieg nun endlich erfährt. Frauen sind in den Kriegsgebieten des 21. Jahrhunderts gefährdeter als Kämpfer und Soldaten. Sexuelle Gewalt ist epidemisch. Umso wichtiger ist es, davon zu berichten. Und auch schlicht und ergreifend da zu sein. Manchmal sind Reporterinnen wie ich die Einzigen, die zuhören, die stundenlang bei einem Tee sitzen. Weil ich eine Fremde, aber auch eine Frau bin, die es in Kauf nimmt, die gleiche Angst wie ihre Gesprächspartnerinnen zu fühlen, fällt es vielen leichter, sich mir anzuvertrauen.

In meiner Gegenwart einmal eine Stunde zu weinen.
Oder länger.

Ausziehen, um das Fürchten zu lernen

Essenzieller Teil meiner Arbeit ist es, exakt dann näherzurücken, wenn der normale Instinkt eigentlich sagt: Weg hier. Schnell. Dabei bin ich an meine Grenzen, manchmal auch über sie hinausgegangen. An ein „Hoch“ nach einem überlebten Gefahren-Kick kann ich mich nicht erinnern. Eher an eine schweigsame, bittere Ernüchterung. Dieses Gefühl habe ich nach meinen Recherchen beim Kampf um Mossul 2017 lang mit mir herumgeschleppt. Monate hatte es gedauert, bis es der irakischen Armee gelang, die Millionenstadt von der Terrormiliz „Islamischer Staat“ zurückzuerobern. Trotz des heftigen Bombardements der US-Armee und ihrer Verbündeten bot ein harter Kern der Terrormiliz im Westen der Stadt heftigen Widerstand. Scharfschützen nahmen auch über weite Distanzen alles ins Visier, was sich bewegte. IS-Kämpfer feuerten selbstgezimmerter, schwere Artillerie tief in jene Stadtteile, die schon als „erobert“ galten. Straßenzug für Straßenzug wurde von Raketen und Kampffjets sturmreif gebombt, dann von der irakischen Armee erobert.

Über 10.000 Menschen starben bei dieser Offensive. Die Bevölkerung wurde zwischen den Fronten regelrecht zerrieben. Beim Versuch, sich vor den chaotischen

Kämpfen in Sicherheit zu bringen, irrten die flüchtenden Menschen orientierungslos umher. Vor allem ältere Leute und Kinder waren völlig geschwächt, einige waren, als sie sich endlich aus den Häusern wagten, am Verdursten. Mit Kriegsbeginn war die Versorgung mit Wasser und Lebensmitteln zusammengebrochen.

Zuvor war die Millionenstadt drei Jahre lang vom Terror-Regime des „Islamischen Staates“ tyrannisiert worden. Doch erst die „Befreiung“ entlarvte sich als Horrortrip. Getötete Terroristen wurden am Straßenrand liegen gelassen, ihre aufgeblähten Leichen von Hunden zerfleischt. Das Bild eines Mädchens in rosa Rüschenkleid und Sandalen, das völlig verschreckt an einer dieser Leichen vorbeiging, mit tastendem Schritt, habe ich noch vor mir. Unentwegt schlugen mit ohrenbetäubendem Krach Raketen ein, am Horizont waren bisweilen nur Rauchsäulen der Detonationen zu sehen: Es schien mir, als wäre ich in ein apokalyptisches Film-Set geraten. „Was will die Welt von uns? Warum kämpfen alle immer im Irak?“, brüllte mich ein Mann an, der soeben seinen 19-jährigen Neffen in einer Gefechtspause beerdigte. Der war ums Leben gekommen, weil die Terror-Miliz einen Sprengsatz am Rollladen seines Geschäfts versteckt hatte. Als er in einer Waffenruhe den Shop öffnen wollte, entlud sich der Funken Hoffnung auf ein wenig Normalität in einer tödlichen Detonation. Ich saß nach der schnellen Beerdigung mit den Hinterbliebenen

im Gras, eingemummt in eine 24 Kilo schwere Schutzweste, erschöpft, regennass und rechnete nach. Es war meine 23. Reise in den Irak.

Als ich wenige Tage später meine Reportage über diese Tage in Mossul schrieb, von einer Großfamilie mit zwei Schwangeren und einem Mädchen im Rollstuhl erzählte, die unter Beschuss gekommen waren, wurde mir klar: Moment. Ich hatte doch neben ihnen gestanden. Erst in diesem Moment begriff ich, dass ich in größter Lebensgefahr gewesen war, ohne einen Funken Angst verspürt zu haben. Ein Indiz, dass mir diese Reise fast zu viel geworden wäre.

Dies steht allerdings in keinem Verhältnis zu dem „Zuviel“, das der irakischen Bevölkerung zugemutet wird, wo ich eine Generation im Krieg aufwachsen gesehen habe. Von 2003 bis 2020. Laut den Daten der Organisation Iraq Body Count sind in den Konflikten und Kriegen des Iraks in dieser Phase bis zu 200.000 Zivilisten umgekommen; inklusive Soldaten und Milizen waren es 288.000. Der überwiegende Teil – wie die Opfer in Mossul – starb bei den internationalen Luftangriffen.

„Moralische Verwundung“: Dieser neue Fachbegriff beschreibt das Spannungsgefühl jener, die sich emotional zu nahe an die Ungleichheit der Wertigkeit von Menschenleben heranwagen. Und sich ihrer Hilflosigkeit ausgeliefert fühlen. Mit dieser Verwundung habe ich zweifelsfrei zu kämpfen. Was mir bei diesem Beruf

mehr zusetzt als die Angst um Leib und Leben, ist das Ertragen dieser Ungleichheit. Gleichzeitig liegt der Sinn meiner Arbeit darin, sie aufzuzeigen. Auch wenn ich einiges in Kauf nehme.

Jede Biografie erreicht wenigstens einmal Krisenmomente, wo die Angst auf ihre Plätze verwiesen werden muss. Nur so legt sich ihre Dominanz und das Leben braucht nicht in einer sicheren Komfortzone abgewartet werden, sondern kann getrost dort stattfinden, wo für jeden und jede sein und ihr Glück liegt. Mit der Nervosität, die man fühlt, wenn man vor einem Sprung an einer Klippe steht, verglich der Philosoph Sören Kierkegaard die Angst. In seinem 1844 verfassten Traktat *Der Begriff Angst* schreibt er, dies sei jenes Schwindelgefühl, das beim Blick auf die Freiheit der eigenen Möglichkeiten einsetzt: „Dies ist ein Abenteuer, das jeder zu bestehen hat: Dass er lerne sich zu ängstigen, denn sonst geht er dadurch zugrunde, dass ihm nie angst war, oder dadurch, dass er in der Angst versinkt. Wer hingegen gelernt hat, sich recht zu ängstigen, der hat das Höchste gelernt.“ Er präzisiert sehr anschaulich: Das Frei-Sein von Angst ist nicht das Leben ohne Furcht, sondern der im Durchgehen durch die Angst erlebte Reflexionsprozess. Man fürchtet sich „vor“ etwas, aber man „hat“ Angst. – Und um Letzteres geht es hier.

Der Sprung ins Nichts

Als wir den gefährlichen Abschnitt der Strecke erreichten, verwandelte sich meine Haut in das hauchdünne Häutchen unter einer Eischale. So verwundbar fühlte ich mich. Der Fahrer unseres Autos drückte das Gaspedal durch. Wir rasten mit 144 km/h über Schlaglöcher. Die kräftigen Erschütterungen überlagerten mein Zittern. Danach fühlte ich mich nicht als glorreiche Heldin. Ich war schlicht und ergreifend froh, zu leben und in Aleppo zu sein. Viel mehr konnte ich am Beginn dieser Reise im Sommer 2013 nicht denken.

Der Ostteil dieser syrischen Stadt war während des Bürgerkrieges drei Jahre lang eine Hochburg der bewaffneten Opposition. Um dorthin zu gelangen, musste man illegal aus der Türkei nach Syrien einreisen; ein Pressevisum des syrischen Regimes für den Besuch von Aufständischen war ausgeschlossen. Die sechzig Kilometer lange Route von der Grenze bis Ost-Aleppo galt als „sicher“. Mit einer Ausnahme. Die letzte Etappe vor der Stadt führte über einige Kilometer dicht an Stellungen der syrischen Armee vorbei. Hier waren auf einer Anhöhe Scharfschützen in Stellung. Sie zielten auf Autos, die vorbeifuhren. Wer nach Aleppo wollte, in ein wichtiges Zentrum des syrischen Aufstandes, musste hier durch.

Ob „es“ das wert war? – Ja. Eine andere Antwort fällt mir nicht ein. Ich war danach in Krankenhäusern, die heimlich im Untergrund geführt wurden oder mit Sandsäcken verbarrikadiert waren. Im Notfall wurden dort auch die vielen Brandwunden mit Lehm behandelt, da Medikamente fehlten. Ärzte erzählten, sie müssten auch Amputationen ohne Anästhesie durchführen. Doch die größte Angst waren Luftangriffe, die das Wenige, was noch an Hilfe möglich war, pulverisierten. Eine 13-Jährige lag wimmernd, hoch fiebernd in einem Krankenbett. Ihre Leber war von einem Granatsplitter zerfetzt worden. In einer Not-Operation war es gelungen, ihr Leben zu retten, nur ohne Antibiotika waren die Komplikationen nach dem Eingriff kaum in den Griff zu bekommen. Niemand vom medizinischen Personal wollte mir seinen Namen nennen oder auf ein Foto. „Ärzte, die im Oppositionsgebiet arbeiten, gelten als Terroristen, unsere Familien geraten in größte Gefahr, wenn man uns identifiziert“, erklärte mir ein Arzt. Viele stammten wie er aus dem immer schon besser situierten Westen Aleppos, nannten sich „medizinische Deserteure“.

Die für mich besonders wichtigen Einblicke während meiner Reisen in diese Region boten Begegnungen mit den Trägern und Trägerinnen des Aufstandes gegen das syrische Regime. Ich traf einen Anwalt und einen Richter, die in ihren vereinsamten Büros eine neue Verfas-

sung für Syrien erarbeitet hatten. Rechtsstaatlichkeit, Kontrollorgane der Macht, freie Wahlen: Dafür sollte ein dicker Stapel Papier den Rohentwurf bilden. Sie knallten mir den Packen wutschnaubend auf einen Tisch. Das würde doch der Westen wollen, und warum bekämen sie keine Hilfe, lautete ihr Vorwurf. Einen Tag nach unserem Gespräch wurden sie verhaftet. Von den „eigenen“ Leuten. Denn ihr neues Syrien war den islamistischen Fraktionen der Opposition nicht genehm. Diese hatten mächtige Milizen als Rückhalt; finanziert von den Golfstaaten und der Türkei mit einer klaren politischen Agenda, die sich als „Scharia“-Gericht manifestiert hat, untergebracht am Gelände der ehemaligen Augenklinik im Osten Aleppo.

Zirka 300.000 Menschen lebten damals noch in diesem Teil der einstigen Wirtschaftsmetropole Syriens. Die Industriegelände waren Kraterlandschaften, die Infrastruktur, der Kanal und die Wasserversorgung desolat. Diesel für Generatoren und Fahrzeuge wurde in Limonaden-Flaschen am Straßenrand um horrend hohe Preise verhöckert. Unter Kindern grassierte die Krätze, aus Schulen wurden provisorische Unterrichtseinheiten in Kellern. Jede Sekunde konnte hier blitzartig eine Fassbombe einschlagen. Tonnenschwere Geschosse, gefüllt mit Sprengstoff, Nägeln, manchmal Chlorgas. Die Vorwarnzeit für solche Fassbomben lag, wenn es hell war, bei einer halben Minute. Ein kleiner Punkt am

Himmel war zu sehen, ein Surren war zu hören, dann der Lärm der Detonation.

Tausende solcher Fassbomben torpedierten jahrelang Aleppo's Osten. Wenn sie in den Häuserreihen ihre heimtückische Sprengkraft entfalteten, zerfetzten die Metallteile alle in nächster Nähe. Staubwolken gingen hoch, die Lungen kollabieren ließen. Menschen ersticken qualvoll. Es war billige Munition, die ein Maximum an Angst und ein Minimum an Kosten verursachte. Nicht einmal der Tod der eigenen Bevölkerung war Syriens Regime mehr wert als das Recycling von Metallschrott.

Ich schlief mit einer Tasche in der Hand, in der Telefon, Pass und Bargeld steckten. Die Stiefel, die kugelsichere Jacke legte ich neben das Bett. Bevor ich mich hinlegte, übte ich mehrmals die Handgriffe, um alles zu finden, damit ich mich auch im Dunkeln und im Halbschlaf blitzschnell in Sicherheit bringen konnte. Geholfen hätte es im Ernstfall niemals. Aber es half mir einzuschlafen, eingelullt in eine selbstgestrickte europäische Blase, in der Kontrolle Sicherheit vorgaukelt.

Warum es hilft, etwas zu riskieren

Vor solchen Reisen wäge ich zig Male ab, ob das Risiko noch in irgendeiner Relation zum Nutzen steht. Wenn ich passe, lese ich oft mit ein wenig Neid die Reportagen anderer, die sich öfters als ich vor allem nach Syrien wagten. Auch das gehörte zu meinem Alltag: zu lernen,

solche Gefühle mit Hilfe von ein paar sehr langen Atemzügen vom Ego abperlen zu lassen. Die sozialen Medien befeuern diesen Mix an Konkurrenz und der Versuchung, sich als einzigartige Reporter-Marke zu präsentieren, das Image durch immer mehr, immer riskantere Recherchen zu festigen. Älter und gelassen zu sein tut in diesem Klima gut. Denn auch da lauern Risiken. Das „Selfie“ im Kriegsgebiet verstellt nicht nur den Blick auf die Geschichte, es entstellt auch mich zur Darstellerin einer unechten Heldinnen-Saga. Reisen, wie ich sie oben kurz beschreibe, machen nur dann Sinn, wenn ich mehr als meine Geschichte erzählen kann. Nur so lässt sich langfristig Qualität schaffen, die Erfolg begründet.

„Es gibt nur zwei Gründe, als Reporter in seinen Texten aufzutreten. Man ist entweder sehr schwer verwundet worden, oder man hat etwas wirklich Außergewöhnliches gesehen“, stellt der amerikanische Journalist Peter Kann⁴ für mich wohlthuend klar fest. Alles andere sei seiner Meinung nach – und hier leger zusammengefasst – Zeichen von sehr schlechtem Geschmack. Kann wurde 1972 für seine Reportagen über den Krieg zwischen Indien und Pakistan mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet, schrieb über den Vietnam-Krieg. Es war jene Ära, in der Kriegsberichterstattung zu einer gewichtigen Rolle fand. Nick Uts Foto der neunjährigen Kim Phúc, die mit ausgestreckten Händen aus ihrem Dorf läuft, das mit Napalm-Bomben angegriffen worden war⁵, ist das

bekannteste Beispiel. Dieser Krieg wurde nicht nur in Fernost verloren, sondern auch in der von Massenmedien neu formierten Nachrichten-Landschaft.

Reporter und Reportinnen, die in dem Jahrhundert vor Vietnam in diesem Genre gearbeitet haben, zum Beispiel im Spanischen Bürgerkrieg oder in den beiden Weltkriegen, haben sich natürlich bereits als mehr als neutrale Chronisten der Ereignisse verstanden. Vom Krieg zu erzählen war immer auch ein politisches Statement, das die elektronischen Medien verstärkten. Ein wesentlicher Impuls, der Kriegsberichterstattung auch als Mission definierte, war der Bosnien-Krieg, besonders die immens riskante Berichterstattung über die Belagerung Sarajewos: Von 1992 bis 1996 war die Stadt eingekesselt, über 10.000 Menschen starben bei den hunderten täglichen Angriffen. „Es gab eine ganz klare moralische Agenda. Es war eindeutig, welche Seite die falsche und welche die richtige war“, so der Foto-reporter Paul Lowe⁶. „Das war nicht parteiisch, auch wenn ich eigentlich kein Problem damit habe, mich für eine Seite stark zu machen.“ Es sei, sagt er, etwas anderes, als ein Zeuge von Geschehnissen aufzutreten, als bloß Augenzeuge zu sein. Es ist eine feine, aber gewaltige Unterscheidung, die er hier trifft, und die mein Verständnis meiner Arbeit gut erläutert: Für sie bin ich bereit, auch gefährliche Situationen in Kauf zu nehmen.

Zu den riskantesten Dingen gehört aber, davon bin ich felsenfest überzeugt, darauf zu vertrauen, dass solche Reportagen mit Sicherheit etwas bewegen können und sich zu einem politischen Drehmoment verdichten. Es deshalb zu tun, führt geradewegs in die Verzweiflung. Ein halbes Jahrhundert, bevor die von sozialen Medien dynamisierte Informationsflut so richtig einsetzte, hielt Susan Sontag der Branche bereits einen sehr kritischen Spiegel vor. Intensiv wie wenige andere hat sich die Autorin, Regisseurin und Philosophin mit der Schnittmenge von Gewalt, Krieg und Fotografie auseinandergesetzt. Ihre Essay-Sammlung *Über Fotografie* aus dem Jahr 1971 ist ein ernüchterndes Dokument für jene, die meinen, ihr Leben als Reporter dafür zu riskieren, dass Kriege aufgehalten werden können. Unter anderem schreibt sie, dass Abstumpfung durch die Dauer-Information die nötige Empörung verhindere. Später revidiert sie ihre Kritik allerdings. In dem Buch *Das Leiden der Anderen betrachten*⁷ schreibt sie dreißig Jahre später: „Es ist schlicht nicht vorstellbar, wie abscheulich, wie horrend Krieg ist. Wir – dieses ‚wir‘ ist ein jeder von uns, der niemals so etwas erlebt hat oder erleben wird, was diese Menschen aushalten. Wir begreifen das einfach nicht.“ – Erst durch die Berichterstattung darüber bestehe so etwas wie eine Chance, dass solche Erlebnisse real würden. Exakt darin definieren sich für mich Sinn wie auch Erfolg meines Jobs, für den ich Risiken eingehe: Erzählen, was ist.

Unaufgeregt und treffend beschreibt dies einer der wichtigsten zeitgenössischen Fotojournalisten, James Nachtwey: „Durch deine Fotos kommst du mit jenen Erfahrungen in Kontakt, die Menschen, die du siehst, durchmachen. Man ist im selben Raum, zur selben Zeit, und muss die gleichen Risiken aushalten. Aber ich habe meine Arbeit nie um den Selbstzweck des Risikos getan. Es auf mich zu nehmen war einfach nur die Voraussetzung dafür, meinen Job machen zu können.“⁸

„Geh raus, bevor du die Story hast“

Er sei „spezialisiert auf die Wirklichkeit“, formuliert der deutsche Fotoreporter Volker Krämer seine Berufsauffassung. Dreißig Jahre hat er für das Magazin *stern* aus Krisengebieten berichtet. Der überaus routinierte Reporter und zwei seiner Kollegen starben am 19. Juni 1999, während sie über den Kosovo-Krieg berichteten. Sie wurden von einem Söldner einer serbischen Miliz auf der Verbindungsstraße in die mazedonische Hauptstadt Skopje erschossen. Er wollte ihren Wagen, um flüchten zu können.⁹ Es war der erste Tag des Waffenstillstands in diesem Konflikt; der erste, über den ich als Reporterin berichtet habe. Ihr Tod hat mich nicht nur schockiert, sondern auch geprägt. Die Kollegen starben nicht an der Front, im Kugelhagel, sondern nach dem Krieg, durch die Tat eines Einzelgängers. In einem Moment, als sich Erleichterung breitzumachen begann.

Die für mich wichtigste Lektion war: Die Gefahr hält sich an kein Drehbuch. Ich habe deshalb von Anfang an in dem Bewusstsein gearbeitet, dass ich jeden Moment achtsam, vorsichtig sein muss. Mit mir, in jedem Moment und auch den Menschen gegenüber, deren Geschichten ich erzähle. Seit ich in dem Bereich arbeite, hat sich der Alltag in diesem Beruf verändert. Sicherheitstrainings vor den Einsätzen in Krisengebieten sind zur Norm geworden. Besonders Reporterinnen arbeiten zwar in unterschiedlichen Medien gegen-, im Feld aber miteinander. Was uns alle derzeit verbindet, Männer und Frauen, ist, dass viele freischaffend tätig sind. Jene, die in angestellten Positionen in Krisengebieten tätig sind, verfügen über ein immer geringeres Budget: Nur durch Kooperation sind viele Reportagen überhaupt noch leistbar; doch trotzdem übersetzt sich zu wenig Geld für sichere Fahrzeuge und verlässliche Übersetzer in ein immer höheres Risiko, und beides führt dazu, dass für die Berichterstattung aus jenen Gebieten, wo Menschen Wahrnehmung durch internationale Medien dringend bräuchten, um zu überleben, diese Reporter fehlen.

Ein Pamphlet gegen die immer schlechteren Rahmenbedingungen stammt von einer der derzeit erfolgreichsten italienischen Reporterinnen, Francesca Borri: „Es kann vorkommen, dass ich 70 Euro für einen Text aus Syrien bekomme. Da muss ich aber 50 Dollar bezahlen,

wenn ich irgendwo auf einer schmutzigen Matratze die Nacht verbringen möchte. Ein Auto kostet mindestens 250 Dollar, wenn es billig ist.“ Diese Spesen muss sie von ihren Honoraren finanzieren. „Medien, die lange Storys darüber bringen, wie unfair die Löhne bei der T-Shirt-Erzeugung sind, kümmern sich nicht darum, wie sie ihre freien Reporter bezahlen.“¹⁰ Das Risiko, irgendwann erschöpft aufgeben zu müssen, weil freie Wochenenden oder gar Urlaub bei dem Einkommen nicht drin sind, fühlt sich deshalb besonders für freie Reporter realer an, als von einer Granate getroffen zu werden.

Das Gefühl, immer mehr in die Enge getrieben zu werden, wird von einem weiteren, zuletzt massiv gestiegenen Risiko immens verstärkt: entführt zu werden. Dies hat viel damit zu tun, dass von der Terrormiliz „Islamischer Staat“ in Syrien und dem Irak eine der bislang größten Gefahren ausgeht. Ein Dutzend Reporter wurde entführt, darunter sehr gute Freunde. Zwei dieser Journalisten, Jim Foley und Steven Sotloff, wurden von den Terroristen geköpft. Videos der brutalen Morde wurden zu Propagandamaterial verarbeitet, das ich wie Millionen anderer gesehen habe. Einer der Ermordeten, Steven, hatte – soweit ich das vage rekonstruieren konnte – im Sommer 2013 nur kurz nach mir exakt jenes Auto und jenen Fahrer genommen, mit dem ich von Aleppo kommend zur türkischen Grenze gefahren bin. Er nahm es für die Gegenrichtung.

Bereits 2002, mit der Entführung und grausamen Ermordung des amerikanischen Journalisten Daniel Pearl durch al-Kaida-Terroristen in Pakistan, nach den vielen Fällen gekidnappter Reporter im Irak-Krieg ab 2003 und auch in Afghanistan hat sich das Angst-Niveau von Reportern verändert. Seither ist in manchen Regionen jeder Schritt, jeder belanglose Stopp an einer Tankstelle, in einem Restaurant ein potenzieller „Tipp“ an Terror-Gruppen, dass hier ein Opfer zu finden ist. Oft werden bis zu zweistellige Euro-Millionen-Summen von den Familien und den Herkunftsländern verlangt. Mein Leben als Reporterin war von dieser Gefahr massiv geprägt. In jedem Moment. Doch erst der Tod der beiden Kollegen führte mir schonungslos vor Augen, was ich bei Reisen nach Syrien, in den Irak und auch Afghanistan eigentlich aufs Spiel setzte. Diese Angst steckt tief in mir.

„Das Ausmaß der Traumata von Journalisten und Journalistinnen in Konfliktgebieten lässt sich mit dem von Soldaten in Kampfeinsätzen vergleichen,“ sagt der kanadische Psychiater Anthony Feinstein. Einen Unterschied gebe es aber sehr wohl: Die meisten Kriegsreporter üben diesen Beruf mindestens 15 Jahre, viele sogar zwanzig Jahre aus. „Kein Einsatz von Soldaten in einem Krieg dauert so lange. Angesichts dessen ist der Wert, den unsere Studien ergaben, dass 70 Prozent nicht traumatisiert sind, eigentlich bemerkenswert“, so Feinstein, der seit Jahren als einer der wenigen Wissenschaftler

die Seelen von Kriegsberichterstatern erforscht. Hunderte Journalisten und Journalistinnen hat er untersucht und eine hohe Resilienz entdeckt. „Frauen, die diesen Beruf ergreifen, sind dies besonders“, sagt er. Trotzdem: Die Gefahr, traumatisiert zu werden, ist bei jenen, die diesen Beruf ergreifen, fünfmal so hoch wie bei anderen Berufen. „Journalisten, die von Konflikten berichten, sind zahlreichen Stressfaktoren ausgesetzt, von Einschüchterungen bis zu Scheinhinrichtungen. Und sie werden Zeugen vieler Todesfälle.“ Angesichts dieser Umstände sei ein wesentlich höherer Grad an langfristigen seelischen Verletzungen zu erwarten. Feinstein erklärt sich dies mit genetischen Unterschieden, zitiert dazu Forschungsergebnisse, die zeigen, dass manche Menschen darauf gepolt sind, ein höheres Anspannungsniveau nicht nur auszuhalten, sondern auch zu suchen. – Dazu mehr gleich im nächsten Teil.

Anders sei jedoch Syrien, wie eine weitere Studie Feinsteins unter 59 internationalen Reportern und Reporterinnen zeigte.¹¹ Er verglich das Ausmaß ihrer Traumatisierung mit einer Vergleichsgruppe, die nach 2003 über den Irak-Krieg berichtet hatte. Die Rate von Depressionen, Selbstmordgedanken und einem tief sitzenden Gefühl von Wertlosigkeit ist bei Reporterinnen und Reportern, die von den Gräueln in Syrien berichteten, signifikant höher. Es ist eine Beobachtung, die ich bestätigen kann. Nichts hat mich so mitgenommen wie

das Gefühl, Jahr für Jahr von einem fürchterlichen Konflikt zu berichten, von dem viel zu wenige in seiner Brutalität Notiz nehmen wollen. Mein Entschluss, nun im Herbst meine Arbeit als Kriegsreporterin zu beenden, hat viel damit zu tun. Aber nicht nur. Ich habe 22 Jahre in Kriegs- und Krisengebieten gut und sicher überlebt. Dieses Glück, das ich hatte, will ich nicht ewig auf die Probe stellen.

„Geh raus, bevor du die Geschichte hast“, dieser Satz wurde mir von jemandem überliefert, der für die Vereinten Nationen in Krisengebieten als Pressesprecher gearbeitet hat. Ihm wurde das als zentrales Gebot bei einem Gefahren-Training von Sicherheitsexperten der BBC eingebläut. Ich habe nie nachgeprüft, ob das dort wirklich so gelehrt wurde, weil ich mir diesen Satz nicht mehr nehmen lassen wollte. Ich wollte vermeiden, in diesem Buch irgendeinen „Rat“ zu geben, sondern es bei Impulsen belassen. Doch hier mache ich eine Ausnahme: Es gibt in diesem Leben alles und nichts zu versäumen. Es kommt nur darauf an, zu wissen, was wichtig ist und sich diesen beiden zentralen Herausforderungen im Leben zu stellen: Ja und Nein zu sagen und die Angst als Kompass exakt dafür zu nutzen. „Geh raus, bevor du die Geschichte hast“ bedeutete für mich, mir selbst immer einen Spielraum zu lassen. Müdigkeit, Überforderung und das Bedürfnis, mich zurückzuziehen, vor allem

Angst zu respektieren, nicht immer die „Allerbeste“ sein zu müssen, sondern ich sein zu können, die einiges nicht mehr schafft und trotzdem Wertvolles leistet.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
durch die Kulturabteilung der Stadt Wien



www.kremayr-scheriau.at

ISBN 978-3-218-01238-6

Copyright © 2020 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Linolschnitt, Schutzumschlaggestaltung,

typografische Gestaltung und Satz: Sheila Ehm

Reihen-Konzept & Lektorat: Stefanie Jaksch

Korrektorat: Paul Maercker

Druck und Bindung: Finidr, s.r.o., Czech Republic